Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 237. **Montag** den 11. Mai 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 11. Mai.

Sonst und jetzt.

Die „Deutsche Evangel. Korr." erinnert an einem Vorgang, der sich um die Weihnachtszeit des Jahres 1853 im Vatikan abgespielt haben soll. In diesem Jahre, so wird erzählt, kam der Vater unseres Kaisers, der damalige Prinz Friedrich Wilhelm, zum ersten Male nach Rom. Sein Lehrer und Begleiter, Oberstleutnant von Alvensleben, machte ihn pflichtschuldigst darauf aufmerksam, der Papst werde von ihm jedenfalls den üblichen Handkuß erwarten; „Wie?" entgegnete der Prinz, „den üblichen Handkuß? Ich habe außer meinem Vater und dem Könige noch nie einem Manne die Hand geküßt und werde sie auch dem Papste nicht küssen." Und als der Tag der ersten Aufwartung im Vatikan gekommen war und Pius IX. dem blonden deutschen Fürstensohne huldvoll seine Hand mit dem Fischerringe entgegenstreckte, damit er sie zum Zeichen der Verehrung küsse, da ergriff der Prinz die päpstliche Rechte, um sie nach heimischer Art kräftig zu schütteln. „Friedrich Wilhelm", fügt die „D. E. K." hinzu, „hat den Papst dann noch öfter gesehen. Pius IX. aber soll dem hoffnungsvollen Sproß aus dem evangelischen Hause Hohenzollern in der Folge nie anders als mit den Händen auf dem Rücken entgegengekommen sein." Ob das wahr ist, wissen wir nicht, erinnern uns aber, daß es damals erzählt worden ist und keinen Widerspruch erfahren hat. Ist es wahr, so beweist es in Verbindung mit den Vorgängen beim letzten Besuche unseres Kaisers im Vatikan die ewige Wahrheit des alten Wortes, daß die Zeiten sich ändern. Es ist trivial geworden, dieses Wort aber man sollte es nie vergessen, am wenigsten jetzt, denn es lehrt uns, daß höchst wahrscheinlich nach einer weiteren Reihe von Jahren die Berichte über den letzten kaiserlichen Besuch beim römischen Pontifex ebenso werden in Erinnerung gebracht werden, wie jetzt die alte Anekdote aus dem Jahre 1853, und daß dann zwischen diesen Berichten und den neuesten Begebenheiten ein ähnlicher Unterschied bestehen wird, wie der zwischen dem Verhalten Kaiser Wilhelms II. und seines Vaters. Haben wir doch Wandlungen verwandter Art innerhalb kürzerer Frist erlebt. Wer hätte es vergessen, daß der polnische Adel durch Entgegenkommen für die Aufgabe gewonnen werden sollte, seine Stammesgenossen zu guten Preußen und Deutschen zu erziehen? Wem fällt nicht der Empfang der sozialdemokratischen „Kaiserdeputierten" und alles das ein, was an diesen Empfang an Erwartungen und Hoffnungen bezüglich der „Mauserung" der Sozialdemokraten sich knüpfte? Wem sollte es aus dem Gedächtnisse verschwunden sein, daß die politischen Beamten in dem ehemaligen Königreiche Hannover vor die Aufgabe gestellt wurden, die Welfen durch Entgegenkommen zu versöhnen? Und alle diese, von dem Streben nach schleuniger Beseitigung unliebsamer Verhältnisse eingegebenen Versuche machten nach verhältnismäßig sehr kurzer Zeit eine radikale Aenderung des Verfahrens nötig. An diesen jähen Uebergang von der Maßregelung beamteter Kanalgegner zum Versuche ihrer Belehrung durch Beförderung braucht man gar nicht einmal zu erinnern, um zu zeigen, daß das rastlose Trachten des „neuen Kurses" nach rascher Heilung von Schäden zu Schwankungen und Wandlungen führen muß. Und so wird auch das, was jetzt in Preußen zur Vermittelung der konfessionellen Gegensätze geschieht und was beim letzten Kaiserbesuche im Vatikan gewissermaßen einen symbolischen Ausdruck gefunden hat, einen dauernden Zustand nicht herbeiführen. Im Gegenteil, Noch immer haben Rom und die Romlinge um so stürmischer die ganze Hand gefordert, je rascher ihnen Finger um Finger gereicht wurde. Und stellt sich heraus, daß dieses Fingerreichen seinem Zweck nicht erfüllt, so bleibt auch hier die Wandlung nicht aus, die wir auf anderen Gebieten erlebt haben. Es ist also ganz gut, daß die „D. E. K." die Anekdote von 1853 wieder ausgräbt. Sie bewahrt vor Kleinmut und enthält zugleich eine ernste Mahnung. Gerade wenn die Politik in Sprüngen und Wandlungen sich gefällt, ist es besondere Pflicht des ruhigen Staatsbürgers, danach zu trachten, daß er selbst fest auf einer mittleren Linie bleibe, auf die am Ende auch die Staatskünstler zurückzukehren sich gezwungen sehen.

Die nationalliberale Jugend.

Neidvoll blicken die anderen Parteien auf das frisch in den nationalliberalen Jugendvereinen pulsierende Leben. Mit diesem Neide paart sich natürlich die Mißgunst, die in mancherlei Formen der Verdächtigung, des Hohnes und Spottes und in wegwerfender Verkleinerungssucht sich über die Bestrebungen der nationalliberalen Jugend und ihre Organisation ergießt. Durch abgeschmackte Witzchen, wie sie jüngst der unter einem Pseudonym sich tapfer versteckende Herr „Gottlieb" im „Tag" verübte, läßt sich aber die Bewegung in unserer nationalliberalen Jugend weder beirren noch zurückhalten. Der allwissende Herr Gottlieb hatte u. a. die nationalliberalen Jugendvereine dadurch als schwächliche Produkte hinstellen wollen, daß er ihre Gründung als ausgegangen von „klugen Greisen" bezeichnete. Dieser Unwahrheit und anderen Verzerrungen, die dahin abzielen, die Jugendvereine ins Lächerliche zu ziehen, tritt Herr Ernst Brües in Krefeld energisch entgegen. Er schreibt u. a.:

„Die Gründung von Jugendvereinen ist nicht von „klugen Greisen" ausgegangen. Die Anregung ist vielmehr aus der Jugend selbst gekommen als eine heilsame Reaktion gegen den politischen Indifferentismus der liberal gesinnten Bourgeoisie. Das ist eben so sicher nachzuweisen, wie es feststeht, daß die „Alten" der jungen Bewegung durchaus nicht immer freundlich gegenübergestanden haben. Sie haben sich erst damit befreundet, als ihnen offenkundig wurde, welche Begeisterung für die Bestrebungen der nationalliberalen Partei in dieser Jugend steckt."

Selbstverständlich mußten die „Alten" erst die Ziele der Jugendvereine kennen lernen, aber diese haben von vornherein die wärmste Förderung durch Dr. Hammacher, Bassermann und andere Führer der Partei gefunden. Herr Ernst Brües schließt seine Abfertigung des Gottlieb vom „Tag" mit folgenden Ausführungen:

„Die liberale Jugend, die praktisch mitarbeiten will, findet im Nationalliberalismus, auch wenn sie die Haltung der Abgeordneten nicht in jedem Falle gutheißen kann, diejenige politische Weltanschauung, die beim Reichstag am kräftigsten mitgewirkt hat und die auch ferner am ehesten dazu berufen ist, den Weiterbau auf nationaler und freiheitlicher Grundlage zu fördern. Was nationalliberal ist, das wissen die „Jünglinge" sehr wohl. Wenn es anders wäre, in den Vereinen der nationalliberalen Jugend würde Friedhofsstille herrschen. Es geht in ihnen sehr lebendig zu, und tatenfreudige Politik wird in ihnen getrieben. Gerade in der, manchen alten Herrn überraschend gekommenen Bewegung liegt die Gewähr für die Kraft der hundertmal totgesagten und noch immer recht lebendig sich äußernden nationalliberalen Partei."

Mit der Unterstellung, die nationalliberale Jugend wisse eigentlich nicht recht, was nationalliberal ist, operiert auch die „Konservative Korrespondenz", die den Wahlaufruf der Jugendvereine höchst unbequem empfindet und gerade die Zeit der Wahlbewegung für die ungeeignetste hält, um die Jugend zur politischen Arbeit heranzuziehen. Soll das etwa auch heißen, die konservative Partei verbitte sich die tätige Mitarbeit der konservativen Jugend bei den Wahlen? Wir müßten das im Interesse der konservativen Partei aufrichtig bedauern. Wenn ferner die „Kons. Korr." höhnt, die Gründung der nationalliberalen Jugendvereine sei lediglich eine „Kölnische Spezialität", so wird sich das konservative Organ durch die bevorstehende Mannheimer Tagung der nationalliberalen Jugend eines Besseren belehren lassen müssen.

Die Vorgänge in der Türkei.

Man schreibt uns aus Konstantinopel: Die von verschiedenen Seiten erhobenen Vorwürfe, daß man Saloniki gegen die vorausgesehenen Anschläge des makedonischen Comités nicht genügend überwacht habe, werden von türkischer Seite als ungerechtfertigt erklärt und man macht geltend, daß solche revolutionär-anarchistische Coups überall in Europa hätten vorkommen können. Diese Einwendungen sind jedoch nicht stichhaltig und der auch von maßgebenden und objektiven Stellen ausgesprochene Tadel ist keineswegs unbegründet. Der Pforte ging vor ungefähr vier Wochen zum ersten Male von Konsulenten aus Bulgarien die Meldung zu, daß das Comité gegen Saloniki und andere makedonische Städte eine Aktion plane. Später erhielt sie auch von diplomatischer Seite ähnliche Mitteilungen, sie wurde ernstlich gewarnt und es wurden ihr eindringliche Ratschläge erteilt, die von einem Botschafter anläßlich einer Audienz dem Sultan wiederholt wurden. Es ergingen auch nach Saloniki Anzeigen und Befehle, welche jedoch von den Zivil- und Militärbehörden nicht ernst genommen wurden. Man begnügte sich mit gewöhnlichen Ermahnungen an die Sicherheitsorgane und unbedeutenden Verkehrungen und dachte nicht daran, für ernste Fälle außerordentliche Maßregeln zu treffen. Auch die Vermutungen, daß das Comité die untergeordneten Sicherheitsorgane materiell beeinflußte, so daß dieselben ihre Ueberwachungspflichten vernachlässigten und es dem Comité möglich war, umfassende Vorbereitungen für den Anschlag zu treffen, scheinen nicht unbegründet zu sein. Als einziger Entschuldigungsgrund für die höheren Provinzbehörden und die Regierungskreise in Konstantinopel kann nur der Umstand dienen, daß die allgemeine kritische Lage in den drei Vilajets, welche die ganze Aufmerksamkeit, Kraft und Zeit der Staatsverwaltung in Anspruch nimmt, seit Monaten andauert und daß man durch die fortwährend in großer Zahl einlaufenden beunruhigenden Nachrichten und Gerüchte einigermaßen abgestumpft wurde und daher den Warnungen bezüglich Salonikis keinen vollen Glauben schenkte. Es ist nun zu hoffen (?), daß die Türken, durch die entsetzlichen Vorfälle in Saloniki ernstlich aufgerüttelt, sich überall zu energischen und konsequenten Maßregeln aufraffen, um die Wiederholung ähnlicher Vorfälle unmöglich zu machen.

Rußlands Vorgehen in der Mandschurei

ist nicht ein derartiges gewesen, wie die englischen Alarmnachrichten es darstellten. Die Verstärkung der Garnison von Ninutschwang, d. h. der Forts an der Mündung des Liaoflusses, war nur eine vorübergehende, und ein russischer Vorstoß in die Mandschurei dürfte überhaupt nicht stattgefunden haben. Immerhin ist etwas im Werke gewesen, und wenn die Petersburger Diplomatie mit der doch zweifellos auffallenden Truppenbewegung weiter nichts als eine Demonstration ad oculos: „Wir sind gerüstet am Platze" gegen Japan bezweckte, so kennzeichnet das schon die Lage als ernst genug, zumal die Truppenzusammenziehung in dem strategisch wichtigsten Posten der Liaotung-Halbinsel mit dem Andampfen der sehr erheblichen russischen Flottenverstärkungen im Golf von Petschili zusammentraf. Rußland hat gegenwärtig über 60 Kriegsschiffe in Ostasien. Es wollte offenbar beweisen, daß es augenblicklich der stärkste Partner zur See ist und zugleich der aktionsfähigste zu Lande in dem Gebiete, um das der Streit entbrannt ist, um dadurch Japan von unüberlegten Schritten abzuschrecken. Das ist das gerade Gegenteil von agressiver Politik, die ja auch für Rußland vor der Hand der größte Fehler wäre. Irgend welche Gegenaktion der interessierten Mächte erübrigt sich jetzt, wie denn auch der amerikanische Staatssekretär des Aeußern, Hay, erklärt hat, daß ein gemeinsames Vorgehen mit den anderen Mächten unnötig sei. Man will abwarten, bis die Tatsachen vollständig klargestellt sind. Ganz traut man den Russen also nicht.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 10. Mai. Unter der Ueberschrift „Unser Kaiser in Monte Cassino" wird der „Germ." aus Rom unter dem 6. Mai berichtet:

Leider haben sich Einflüsse geltend gemacht, diese kaiserlich deutsche Visite in eine königlich italienische umzuwandeln. Und das ist zum Teil geglückt. Die materielle Seite des Besuches ist dieselbe geblieben, das heißt, der deutsche Kaiser besuchte Monte Cassino; die moralische Seite wurde durch die Umtriebe der italienischen und anderer Freimaurerei und allerlei großitalienische Intangibilität abgeschwächt: der deutsche Kaiser besuchte nicht die Mönche des heiligen Berges oder gar den deutschen Erzabt und die deutschen dort arbeitenden Beuroner Benediktinerkünstler, sondern er begleitete den italienischen König nach dem „italienischen Nationalmonument". So wurde denn in den offiziellen und bundesgenossenschaftlichen Augen der hohen Besucher aus dem hochwürdigen Erzabte des Klosters der „königliche italienische Oberintendant des Nationalmonuments" und die Mönche als solche traten eigentlich ganz in den Hintergrund. Nur der echtdeutschen Eigenart unseres erhabenen Herrschers ist es zu danken, daß dies alles möglichst gemildert wurde und daß durch seine Katholikenfreundlichkeit schließlich manche ministeriellerseits und freimaurerischerseits gewünschten Dinge zu Wasser wurden. Wilhelm II. konnte nicht wohlwollende und freundlicher gegen die Beuroner des heiligen Berges sein, als er gestern war trotz der Anwesenheit des Königs, des sozialistischen Prinzen und der italienischen Funktionäre. Und das ist der Glanz- und Hauptpunkt des gestrigen Tages.

Den Eindruck, den die Persönlichkeit des Kaisers auf dem

Feuilleton.

Freiheit.

9] Roman von Walter Schmidt-Häßler.
Nachdruck verboten.

Die Lampe brannte so hell und freundlich unter dem rosigen Schirm, die Vorhänge waren zugezogen, und nur ab und zu klang das Geräusch von der Straße herauf in das abseits gelegene Hinterstübchen.

Als sie traumverloren in den Papieren blätterte, fiel plötzlich eine kleine, blaue Schleife zwischen den beschriebenen Seiten heraus, gerade auf ihren Schoß. Es war nur ein kleines Stückchen blaßblaues Seidenband, was da vor ihr lag, und doch genügte es, um mit einem Schlage all den hellen Sonnenschein, der sie erfüllt hatte, zu verdüstern, all ihren frohen Sinn mit schweren, dunklen Wolken zu umhüllen.

Dies kleine Schleifchen hatte sie bis heute treu bewahrt als Andenken an eine selige Stunde, wo ihr Herz einmal in all der Enge ihrer Umgebung aufgejauchzt hatte in frohlockendem Glück.

An jenem Abend, wo sie mit Reinhardt sich heimlich auf dem Künstlerfeste gesehen und gesprochen, wo es ihnen beiden klar geworden war, daß sie sich liebten — hatte sie es am Kleid getragen.

Und nun tauchten in der Stille des dämmerigen Zimmers aus dem kleinen, winzigen Bandstreifchen Scharen von Erinnerungen, unabweisbar, zudringlich, und umkreisten die Einsame in tollem Wirbel, als wollten sie die Glückseligkeit verhöhnen, die noch einen Augenblick vorher ihr ganzes Wesen erfüllt hatte.

Sie ließ sich zurücksinken in den Stuhl, ihre Augen hafteten wie auf etwas Lebendem an der kleinen Schleife in ihrer Hand, und all ihre Gedanken begannen, sich in weite Fernen zu verlieren.

Wie hatte der alte Mann vor einer Stunde zu ihr gesagt? . . . „Was nicht direkt aus dem Menschenherzen strömt, wie ein lebendiger Quell, das kann auch nicht zu anderen Herzen dringen!" — Da war er ja, der geheimnisvolle Quell, von dem er gesprochen, da sprudelte er ja heraus aus den verborgensten Tiefen ihres Innern, wie ein breiter Strahl roten, springenden Blutes! Wie aus zerklüftetem Felsgestein drängte er sich aus der zerrissenen Stelle ihres Gemüts, aus der breiten, offenen Wunde, die sie vor jedem Auge sorglich verbergen mußte.

Leid! Das war es, was sie brauchte, um zu schaffen, um zum Herzen anderer zu sprechen. Des Schicksals strenge Hand hatte ja längst ihr junges Herz grausam berührt und ihm die schmerzliche Weihe gegeben, die nötig war, um zu schaffen, um zum Propheten der Anderen zu werden.

Sie begann, nachzudenken, und je länger sie so saß und sann, desto schmerzlicher schnürte sich ihr das Herz zusammen.

Wie war es nur möglich gewesen, daß alles so gekommen, wie hatte diese sonnige Welt von Hoffnung, diese Fülle von junger, knospender Liebe versinken können in nichts, verflattern im Winde des Alltäglichen, wie ein abgerissenes Blatt, dessen Spur nicht mehr zu finden ist? Und warum? — Dies „warum?" quälte sie, je weniger sie eine Lösung dafür fand.

Sie hatte ihm geschrieben, hatte ihm ihr ganzes Herz entgegengebracht wie eine Opfergabe in gläubigem Vertrauen.

Sie hatte ihn gebeten, ihr postlagernd ein Wort der Hoffnung, einen Gruß der Liebe zukommen zu lassen, und statt dessen war er fortgezogen, in die Welt, Gott weiß, wohin, ohne ein Wort des Abschieds, ohne eine Zeile des Trostes.

Er hatte sie aufgegeben.

Der Freund ihrer Jugend hatte sich davongestohlen von ihr, wie ein Dieb in der Nacht, und nichts zurückgelassen, als die Erinnerung an einen kurzen, seligen Traum, der nun nichts mehr war für sie — als eine Lüge, eine Täuschung ihres blinden Vertrauens.

Sie lächelte schmerzlich vor sich hin.

Erste Liebe! — Wie anders hatte sie davon geträumt! Wie so ganz anders. Aus der ersten Neigung war nur allzu schnell für sie die erste bittere Enttäuschung geworden, allzu schnell für sie die erste bittere Enttäuschung geworden, von der kaum halb erblühten Rose war nichts zurückgeblieben, als ein scharfer Dorn, der ihr grausam die Seele verwundete und sich doch nicht entfernen ließ.

Wie klein dachte er jetzt vielleicht von ihr, die ihm ihr ganzes Leben zu Füßen gelegt hatte in dem Briefe, daß er sie nicht einmal einer Antwort würdigte!

War es tief verwundeter Stolz, war es heftig aufquellendes Weh, was so brennend in ihr emporstieg, daß die Tränen unaufhaltsam über ihre glühenden Wangen rollten?

Sie gab sich selbst keine Rechenschaft, sie empfand nur das brennende Gefühl innerer Qual, grenzenloser Vereinsamung und ohnmächtiger Verzweiflung!

Lange, lange saß sie so, still und regungslos, den müden Kopf in die Hand gestützt, und zwischen den heißen Fingern stahlen sich unaufhaltsam die Tränen hindurch.

Endlich löschte sie die Lampe aus und huschte ins Bett.

Eine bleierne Müdigkeit lastete auf all ihren Nerven, und dennoch fand sie lange keinen Schlaf. Es wälzten sich in endlosen Stunden martervolle Gedanken, schmerzliche Erinnerungen über sie hin, wie ein langer Zug dunkler Wolken, und von Zeit zu Zeit fuhr sie empor aus dem höhlichen Halbschlafe und starrte mit offenen Augen zur Decke empor, einsam, verlassen, und von bitterem Gram erfüllt bis ins tiefstinnerste Herz. — — — —

Am nächsten Morgen brachte ihr der Onkel von der Expedition der Zeitung, die zum zweiten Male die bewußte Annonce gebracht hatte, einen Brief mit, der ihre Chiffre trug.

Mit leisem Herzklopfen öffnete sie das ziemlich große Kuvert von starkem Büttenpapier, das auf der Rückseite ein einfaches, kleines Wappen als Schluß aufwies.

Es waren nur wenige Zeilen, von einer festen und sehr energischen Hand geschrieben:

„Bezugnehmend auf Ihre Annonce, ersuche ich Sie höflichst, mir am Donnerstag dieser Woche, nachmittags zwischen 5 und 6 Ihren Besuch machen zu wollen, den ich mir vorher freundlichst anzuzeigen bitte, da ich Sie nicht verfehlen und nicht vergeblich bemühen möchte.

Hochachtend

Valesca, Gräfin Drontheim, Tiergartenstraße 11."

Diese wenigen Worte wirkten auf die Gemütsstimmung Ellas nach der verflossenen Nacht wie ein wunderbares Heilmittel. Alle Sentimentalität, alles Bittere, das noch soeben ihre Seele erfüllt hatte, war wie weggeblasen, eine stolze zuversichtliche Lebensfreudigkeit durchströmte jeden Winkel ihres Gemüts und ließ sie frei und leicht aufatmen. Tätigkeit, Selbständigkeit! Das war es, was ihre Seele vor allen Dingen brauchte, um stark und gesund sich zu fühlen. Für weichliche Melancholie oder träumerisches Sichgehenlassen hatte sie keine Zeit.

Ihr Leben mußte einen Zweck, ihre Tätigkeit eine bestimmte Richtung bekommen, sie war im Grunde eine zu gesunde, zu praktische Natur, um sich niederdrücken zu lassen von den Stürmen und Wettern, die ihr Gemütsleben durchbrausten.

Ihr ganzer innerer Mensch richtete sich auf in Energie und froher jugendlicher Kraft, als sie der Dame antwortete, daß sie an dem von ihr bestimmten Tage bereit sei, sich vorzustellen.

Die Segenswünsche der ganzen Familie geleiteten sie, als sie am Donnerstag sich auf den Weg machte, und sie wunderte sich über sich selbst, als sie ohne jede Spur von schüchterner Aufregung pünktlich um 5 Uhr an dem Hochpartierre der eleganten Villa in der Tiergartenstraße die Glocke zog.

Ein höflicher Diener nahm ihre Karte in Empfang und geleitete sie durch mehrere mit ruhiger Vornehmheit ausgestattete Salons in ein kleines, helles Boudoir, wo eine hohe, in dunklen Stoff gekleidete Dame sie offenbar schon erwartete.

Gräfin Drontheim war eine elegante Frau in dem undefinierbaren Alter zwischen 40 und 50, sah aber bedeutend jünger aus mit dem feinen, ungemein distinguierten Profil, den hellen, lebhaften Augen und den weichen, etwas nachlässigen Bewegungen. In der ganzen Erscheinung der Frau lag eine wundervolle Harmonie, die Ella gleich vom ersten Augenblicke an wohl tat.

„Ich würde mich freuen, liebes Fräulein", sagte sie nach den ersten begrüßenden Worten, „wenn wir über alles uns einigen würden, denn Sie gefallen mir. Ich brauche für mein Haus eine zuverlässige Repräsentantin, eine junge Dame, die ich unablässig in meiner Nähe haben, mit der ich alles besprechen kann. Sie werden, so hoffe ich, niemals das Gefühl haben, sich bei mir in einer abhängigen Position zu befinden, denn ich liebe nichts weniger, als wenn meine nächste Umgebung mir durch irgend Etwas zeigt, daß man mir gegenüber sich unfrei fühlt. Die Situation ist klar gegeben. Ich bin viel leidend und kann mich deshalb wenig um mein Haus kümmern. Dafür brauche ich jemand, der mir und diesem meinem Hause mit der Zeit wirkliches Interesse entgegenbringt. Ich kann, da ich an den Augen leide, nicht selbst lesen, deshalb muß ich jemand haben, der mir vorliest, und zwar nicht, weil er es muß, sondern weil er selbst Freude daran empfindet. Lesen Sie gern?"

„Unbeschreiblich gern!" antwortete Ella, und ihre Augen verrieten zu deutlich, daß dies Zugeständnis keine leere Redensart war.

„Sie sprechen und lesen französisch?"

„Perfekt, gnädigste Gräfin."

„Auch italienisch, wie Ihre Annonce besagt?"

SLUB
Wir führen Wissen.